48 — 1898

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur **Thorner Zeitung.**

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Es kommt ans Sonnenlicht!

Freie Bearbeitung nach dem Englischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

Eines Nachmittags, als George wieder bei Frau Rout war, unterhielten sie sich über die verschiedenen auffallenden Erscheinungen unter den Kurgästen, die durch ein mehr oder minder excentrisches Wesen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten.

„Haben Sie schon die junge Amerikanerin gesehen, welche die kostbarsten Brillanten und die schönsten Pferde besitzt?" fragte George im Laufe des Gespräches.

„Nein. Wer ist sie?"

„Eine steinreiche Witwe, Frau Ireton Bembridge. Mein Onkel kennt sie von New-York her, wo sie eine große Rolle spielt und hat sie mir auch vorgestellt. In meinem Leben habe ich noch nicht ein solch kokettes, bewegliches, leichtherziges Wesen gesehen wie diese amerikanische Schönheit, — denn schön ist sie, das muß man ihr lassen."

„Ihr Onkel ist Witwer, George, nicht wahr? Am Ende wird ihm diese reizende Landsmännin noch gefährlich werden."

„O nein, gewiß nicht. Sie gefällt ihm nicht, — das habe ich sofort gemerkt. Er ist kein Verehrer von excentrischen Frauen." Doch wahrhaftig," unterbrach sich George, zum Fenster hinausblickend, „da kommt sie in ihrem Ponnywagen angefahren, voll Pomp wie eine Königin!"

Neugierig richtete Betsy den Blick auf die Straße. In einer hocheleganten, mit zwei prächtig aufgeschirrten Ponnys bespannten Equipage saß eine Dame von seltener Schönheit. Ihre Gesichtszüge waren von griechischer Regelmäßigkeit und doch von lebendigster Beweglichkeit in immer wechselndem Ausdruck, eine leidenschaftliche Natur verratend. Die rosige Farbe der Wangen bekundete eine blühende Gesundheit, und aus den dunklen, blitzenden Augen sprühte ein heißes Feuer. Sie war ohne Zweifel eine höchst interessante Erscheinung, wohl geeignet, alle Blicke auf sich zu ziehen. Und sie wußte das, man sah es an dem arroganten Selbstbewußtsein, an der nachlässigen Vornehmheit, die sie zur Schau trug.

„Ein überwältigender Anblick, nicht wahr?" lachte George.

„Allerdings; aber hoffentlich nicht überwältigend genug, um Ihnen den Kopf zu verdrehen!" gab Betsy scherzend zurück.

„Nein, darüber können Sie ruhig sein! Mein Geschmack ist diese Dame nicht!" — Und George dachte, wie ganz anders diejenige war, die sein Herz gefangen hielt.

„Ich glaube," bemerkte Betsy nachdenklich, „sie ist eine Frau, welche die Männer für kurze Zeit lieben und dann bitter hassen, die Frauen aber gleich und für immer hassen würde."



Theodor Fontane †. (Mit Text.)

Nach einer Photographie von E. Bieber in Berlin W.

Unterdessen war Frau Ireton Bembridge die Lichtenthaler-Allee entlang gefahren, an deren Ausgang sie einen Mann überholte, der mürrisch und verdrießlich vor sich hinschauend, langsam dahinschritt. Er bemerkte den heranrollenden Wagen erst, als dieser dicht in seiner Nähe war. Sobald er jedoch die Dame erblickte, begrüßte er sie mit großer Höflichkeit. Sie lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen und kaum hatte er Folge geleistet, so jagte sie in gestrecktem Galopp dem nahen Walde zu, der sie in seinen kühlen Schatten aufnahm.

Erst nach einer Weile brachte sie die Pferde in eine ruhigere Gangart, und sich nachlässig zurücklehnend, begann sie, sich mit ihrem Begleiter zu unterhalten. „Wie sonderbar, daß Sie Mark Felton kennen!" sagte sie.

„Nicht so seltsam, wie es scheint. Er ist ein naher Verwandter eines meiner besten Freunde."

„Ah, Sie meinen seinen Neffen, einen großen, jungen Mann mit hübschem Gesicht und gutmütigen Augen."

„Ja, ganz recht. Er heißt Dallas."

„Ein harmloser Junge ohne Zweifel! Ich begreife nicht, daß der Ihr intimer Freund sein kann. Er kam mit seinem Onkel hierher, um dessen Sohn zu treffen, aber Arthur Felton wird von dieser Familienzusammenkunft nicht sehr erbaut sein."

„Ich verstehe Sie nicht recht," unterbrach sie ihr Gefährte. „Der junge Felton ist ja noch gar nicht hier, sonst hätte Dallas es wohl erwähnt."

„Ich weiß, ich weiß!" entgegnete die Dame mit verschmitztem Lächeln, „aber er wird kommen. Als ich im März mit ihm in Paris zusammentraf, gaben wir uns hier ein Rendezvous für diese Woche."

Ihre Worte versetzten den Herrn in solches Erstaunen, daß sie belustigt auflachte. „Finden Sie das so wunderlich?" fragte sie neckisch. „Die Sache ist wirklich einfach genug. Ich kenne die Feltons seit meiner Kindheit und Arthur hat mir ein wenig den Hof gemacht. Sein Vater sah es nicht gern, weil er mich nicht leiden kann. Und Arthur ist mir sehr einerlei!

„Und dennoch versprachen Sie, ihn hier zu treffen?" warf ihr Begleiter mit einem Anflug von Eifersucht ein, während seine Blicke voll Bewunderung über ihre schöne Gestalt flogen.

„Ihn zu treffen?" wiederholte sie wegwerfend. „O nein! Ich sagte ihm nur, daß ich um diese Zeit hier sein würde. Er wollte dann auch kommen, aber was liegt mir daran, ob er's wirklich thut."

„Und wo ist er jetzt?"

„Wie soll ich das wissen?" gab sie achselzuckend zurück. „Meinen Sie, ich korrespondiere mit allen meinen Jugendfreunden? Bei mir heißt es: „Aus den Augen — aus dem Sinne!" Ich denke nie an einen Abwesenden und vermeide das Briefschreiben, so viel es geht."

„Nach dem, was ich gehört," bemerkte der Herr, „hat Herr Felton schon lange keine Nachricht von seinem Sohn erhalten."

„Sehr wahrscheinlich! Herr Arthur besitzt weder viel Kindesliebe noch Rücksicht. Bis zur nächsten Woche jedoch wird sein Vater ihn bestimmt hier finden."

„Was für eine Persönlichkeit ist der junge Felton? Der Alte gefällt mir nicht besonders."

„O, mir auch nicht im geringsten, und doch sieht er noch besser aus wie sein Sohn. Selbst Arthurs Vetter, obgleich nur ein Junge, hat hübsche Manieren, — die fehlen dem jungen Felton gänzlich."

„Wie sieht er denn eigentlich aus?"

„Hm!" erwiderte sie nachdenklich. „Wie Arthur aussieht? Sehr amerikanisch und ein wenig jüdisch!" — Und sie begleitete diese Worte mit einem hellen, melodiösen Lachen.

In diesem Augenblick (sie waren auf der Rückfahrt und bereits nahe der Stadt) fuhren sie an einer Bank vorüber, auf der eine einfach, aber geschmackvoll gekleidete Dame saß, anscheinend in tiefe Gedanken versunken. Als sie das helle Lachen vernahm, schaute sie auf und die Blicke der beiden Frauen begegneten sich.

Der Begleiter der jungen Amerikanerin hatte die einsame Gestalt auf der Bank nicht bemerkt, seine ganze Aufmerksamkeit galt seiner schönen Gefährtin. Der Wagen fuhr weiter, Betsy Rout war aufgestanden und schaute mit starrem Blicke den beiden nach, — dem verführerischen, koketten Weibe, das ihr George Dallas vor wenigen Stunden zum erstenmale gezeigt und — ihrem Gatten, der sich so vertraulich über dieses Weib beugte!

„Gehst Du heute abend aus, Stuart?" fragte Frau Rout am Nachmittag des folgenden Tages ihren Gatten, der mit der Durchsicht verschiedener Briefe beschäftigt war.

Er antwortete nicht gleich und so wiederholte sie ihre Frage.

„Natürlich gehe ich aus!" nickte er ungeduldig. „Weshalb fragst Du? Ich werde mich doch nicht den ganzen Abend in diese dumpfe Stube einsperren."

„Nein, das sollst Du auch nicht," erwiderte sie sanft. „Ich fragte nur, weil ich mit Dir zu gehen wünschte."

„Du, Betsy?" — Er sagte es in verlegenem Ton, wenn auch mit scheinbarer Freundlichkeit. „Das ist ja ein plötzlicher Entschluß. Ein einzigesmal nur bist Du abends mit mir ausgegangen und dann wolltest Du nicht mehr, weil Dir das geräuschvolle Treiben am Kursaal nicht gefiel."

„Ja, aber heute möchte ich hin. George Dallas sagte mir, es seien jetzt so viele interessante Persönlichkeiten hier. Er meinte, es würde mich zerstreuen, sie zu sehen."

Rout runzelte die Stirne. Die Erwähnung des jungen Dallas berührte ihn unangenehm; er vermied sorgfältig mit ihm zusammen zu sein und sprach auch mit Betsy niemals über ihn.

„Was versteht Dallas davon, ob Dich das zerstreuen wird?" gab er mürrisch zurück. „Ueberdies — für heute abend ist es mir unmöglich, ich bin nicht frei."

Sie erwiderte nichts, sondern schaute zerstreut zum Fenster hinaus. Mit einem unsicheren Blick zu ihr hinüber fuhr er fort:

„Ich versprach, Hunt und Kirkland zu treffen, — wir wollen unser Glück versuchen. Es thut mir wirklich leid, Betsy, daß ich Deinen Wunsch heute nicht erfüllen kann, aber morgen stehe ich ganz zu Deiner Verfügung. Ist es Dir recht?"

„Ja, es ist mir recht!" erwiderte sie mit müder Stimme.

Dann schwiegen sie beide. Nach einer Weile raffte er seine Briefe zusammen, verschloß sie in den Schreibtisch und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Betsy saß still am Fenster, geduldig wartend, bis er das Haus verlassen und die Richtung nach dem Kursaal eingeschlagen hatte. Dann erhob sie sich rasch, schrieb ein paar Zeilen an George Dallas und schickte ihm das Billet durch ihr Mädchen.

Es dämmerte bereits stark, als sich die Thüre ihres Wohnzimmers öffnete und Dallas eintrat. „Da bin ich, liebe Freundin!" rief er gutgelaunt. „Was steht zu Ihren Diensten? Hoffentlich fehlt Ihnen nichts! Wo ist Rout?"

„Er hat sich mit einigen Herren verabredet. Da ich aber gerade heute abend gern in den Kursaal gehen möchte, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein, George, wenn Sie mich für ein Stündchen begleiten wollten, vorausgesetzt, daß Ihre Mutter Ihrer nicht bedarf."

„O, ich bin ganz frei. Meine Eltern sitzen zusammen und mein Onkel schreibt Briefe. Mit dem größten Vergnügen begleite ich Sie."

Sie dankte ihm, ging ins Nebenzimmer, sich anzukleiden und kam nach wenigen Minuten in einen dichten Schleier gehüllt zurück.

„Sie werden ja unter dem Schleier ersticken," bemerkte George, als sie das Haus verließen, „und gar keinen Genuß von der schönen Luft haben."

„Das thut nichts!" wehrte sie ab. „Es sind hier einige Freunde Stuarts, von denen ich nicht erkannt sein möchte."

In ziemlich einsilbiger Weise legten sie den Weg bis zum Kursaal zurück, der in einem wahren Lichtmeer erglänzte. Vor dem Hause spielte eine Musikkapelle und draußen sowohl wie in den hell erleuchteten Sälen wogte die Menge bunt durcheinander. Elegante Damen und Herren, Fremde aus allen Ländern, Gesunde und Kranke, Vornehme und bürgerlich Aussehende — es war ein heiteres, farbenreiches Bild echten Badelebens.

Mit einem Gemisch von Bewunderung und Neugier betrachtete Betsy das ihr ungewohnte Schauspiel, vergaß jedoch keinen Augenblick ihr Bestreben, möglichst unbemerkt zu bleiben. Langsam durchschritt sie an Georges Seite die prächtigen Säle, als sie plötzlich eine lebhafte Bewegung unter den Anwesenden wahrnahm. Dieselbe wurde durch das Erscheinen einer Dame hervorgerufen, deren Schönheit und überreiche Toilette zu auffallend war, um nicht Aufsehen zu erregen. Ein mattblaues, mit kostbaren schwarzen Spitzen garniertes Atlaskleid umschloß die volle Gestalt, eine spanische Mantilla, mit einer scharlachroten Blume auf dem dunklen Haar befestigt, war in graziösen Falten um den zierlichen Kopf geschlagen und funkelnde Brillanten von wunderbarem Feuer erhöhten noch den blendenden Eindruck der schönen Frau, die niemand anders als die vielumschwärmte Frau Ireton Pembridge war.

„Das trifft sich gut!" flüsterte George seiner Begleiterin zu. „Da kommt meines Onkels bezaubernde Freundin oder Feindin, wie man's nehmen will, — in ihrer ganzen Herrlichkeit. Ob sie mich anreden wird?"

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als die junge Amerikanerin, von drei Herren gefolgt, auf ihn zutrat. „Guten Abend, Herr Dallas! Ist Ihr Onkel nicht hier?" fragte sie mit kokettem Lächeln. „Er erwartet gewiß seinen Sohn. Wie?"

„Er hat noch immer nichts von ihm gehört, meine Gnädige!"

„Wirklich nicht? Ja, ja, Arthur war stets sehr schreibfaul." Er wird aber sicher bald kommen."

„Glauben Sie? Mein Onkel ist nämlich recht besorgt —"

Sie unterbrach ihn mit leisem Auflachen. „Wenn er wissen will, was ich ihm sagen kann, so weiß er, wo ich zu finden bin. Guten Abend, Herr Dallas!" — Und mit herablassendem Kopfnicken rauschte sie davon.

„Haben Sie gehört, was sie sagte, Betsy?" fragte George erregt.

„Ja," nickte Frau Rout, „und obgleich ich den Sinn ihrer Worte nicht verstand, schienen sie doch hart und grausam zu klingen. Sie muß keinen guten Charakter haben, denn es lag etwas so Boshaftes in ihrem Ton. Ist Ihr Onkel besorgt wegen seines Sohnes, George?"

Die Frage brachte den jungen Mann in Verlegenheit, was Betsy mit ihrem angeborenen Takt sofort bemerkte. „Ich entsinne mich," fügte sie rasch hinzu, „Herr Felton schrieb in seinem Briefe damals nicht sehr günstig über seinen Sohn. Aber das sind natürlich Familienangelegenheiten und Sie thun recht, nicht mit mir darüber zu reden."

„Sie sind immer rücksichtsvoll, Betsy!" erwiderte George dankbar. „Ich darf Ihnen allerdings nur das eine sagen, daß mein Onkel froh sein wird, Nachricht über seinen verschollenen Sohn zu erhalten."

„Ich möchte bezweifeln, ob es ihm angenehm sein wird, diese Nachricht durch sie zu erhalten," bemerkte Frau Rout mit Betonung. Doch es ist heiß hier, — wollen wir nicht ins Freie gehen?"

George stimmte ihr bei und so schritten sie über die breite Treppe hinab in den Kurgarten, die stilleren Wege aufsuchend. Es war ein wunderbar schöner Abend, der tiefblaue Nachthimmel mit seinen funkelnden Sternen spannte sich wie ein goldschimmernder Bogen über die weite Erde; munteres Lachen und Scherzen und die Klänge einer heiteren Musik erfüllte die Luft und ein Blick auf die fröhlichen Menschengruppen ließ vermuten, daß an diesem Orte des Vergnügens für Sorge und Leid kein Raum sei.

Sich auf eine abseits stehende Bank setzend, beobachteten George und Betsy eine Weile das lebhafte Treiben der Menge. Bei einem zufälligen Blick auf das Kurgelände bemerkte Frau Rout einen Herrn und eine Dame, die aus einem der Säle auf den leeren Balkon hinaustraten. Ihr scharfes Auge erkannte die beiden sofort. „Würden Sie mir wohl ein Glas Limonade holen, George?" sagte sie bittend, die Hand auf den Arm ihres Begleiters legend. „Ich bin so durstig, aber zu müde, hineinzugehen."

„Gewiß, sehr gern!" entgegnete der junge Mann und dann entfernte er sich, ihr das Gewünschte zu holen.

Der Herr und die Dame hatten sich auf dem Balkon niedergelassen.

„Sie sind wie die Venus Victrix!" flüsterte der Mann, einen heißen, begehrlichen Blick auf die schöne Gestalt an seiner Seite werfend. „Wen Sie anschauen, besiegen Sie!"

„Sie machen recht hübsche Komplimente, mein Herr!" war die etwas hochmütig klingende Antwort der Dame. „Aber offen gestanden — sie langweilen mich; ich habe deren schon zu viele gehört."

„Weil Sie jeden zur Bewunderung hinreißen, Sie herrlichste aller Frauen!" fiel er leidenschaftlich ein.

„Schon wieder eine Schmeichelei!" rief sie, scherzend mit dem Finger drohend.

„Kann ich anders?“ erwiderte er, ihr näher rückend. — In leisen, eifrigen Worten redete er auf sie ein und sie ließ ihn ruhig gewähren. Bei einer plötzlichen Bewegung, die sie machte, fiel die rote Blume aus ihrem Haar über das Geländer des Balkons. Der Herr hatte es nicht bemerkt, sie aber beugte sich vor, um zu sehen, wohin die Blüte gefallen sei. Eine Dame, die in diesem Augenblick vorüberging, hob dieselbe auf und entfernte sich, ohne aufzuschauen.

Eine halbe Stunde später geleitete der Mann die schöne Amerikanerin, den Balkon verlassend, an ihren Wagen, der vor der großen Pforte des Kurhauses hielt.

„Wo ist die Blume, die Sie heute trugen?“ fragte er halblaut, als er die junge Frau in den Wagen hob. „Wollen Sie sie mir nicht geben?“ — Er schaute ihr keck ins Gesicht und seine dunklen Augen flammten.

„Ich habe sie verloren: sie fiel vom Balkon herunter, während Sie mit mir sprachen.“

„O, dann werde ich sie suchen und behalten.“

„Zu spät, mein Freund!“ lachte sie spöttisch. „Jemand war schneller als Sie. Ich sah es selbst.“

„Wie?“ rief er eifersüchtig. „Und Sie gestatteten — —“

„Seien Sie kein Thor!“ schnitt sie ihm das Wort ab. „Es war ja nur eine Frau. Und nun gute Nacht!“

Das glänzende Licht der Kandelaber fiel auf ihr Gesicht, als sie sich noch einmal vorbeugte, ein bezauberndes Lächeln auf den Lippen und eine verheißungsvolle Sprache in den dunklen Augen. Und der Mann verstand diese Sprache und stand bewegungslos da wie einer im Traum. —

„Du urteilst ganz richtig, George,“ sagte Mark Felton abends bei einem Glase Wein zu seinem Neffen, „wenn Du meinst, daß diese Amerikanerin mir mißfällt. Ich hätte lieber von jemand anderem Auskunft über Arthur, aber wie die Sache liegt, muß ich zufrieden sein, überhaupt etwas von ihm zu hören.“

„Mir fällt ein, Onkel,“ entgegnete George, „vielleicht besitzt Frau Bembridge eine Photographie von Arthur. Es hängt davon ab, was sie Dir mitteilen wird; möglicherweise kommen wir mit einem Bilde von ihm rascher zum Ziel.“

Felton stimmte bei und am nächsten Morgen fragte er schriftlich bei der Dame an, zu welcher Stunde sie ihn empfangen wolle. Die Antwort war kurz und bündig. Sie sei die zwei folgenden Tage zu sehr in Anspruch genommen, doch am dritten Nachmittag möge Herr Felton zu ihr kommen.

George ärgerte sich gewaltig über diese Verzögerung, aber sein Onkel nahm die Unhöflichkeit seiner schönen Landsmännin mit echt amerikanischer Gelassenheit auf, war doch auch seine Besorgnis um den Verbleib des Sohnes noch keine so ernstliche; er war überzeugt, daß Arthur irgendwo, wahrscheinlich in Paris, ein lockeres Leben führte, und erst wieder von sich hören lassen würde, wenn ihm die Geldmittel ausgegangen waren. George wagte nicht, ihm zu widersprechen, obgleich ihn eine seltsame Unruhe quälte, wenn er an seinen Vetter dachte, den er allerdings nicht kannte, aber dessen unerklärliches Fernbleiben ihm von Tag zu Tag bedenklicher erschien. Er hätte gern mit Betsy über die Sache gesprochen, — sie war eine so kluge Frau, die immer Rat wußte, — doch da sein Onkel es nicht wünschte, so schwieg er.

Mit Rout traf er gar nicht mehr zusammen, er fand ihn nie anwesend, wenn er Betsy besuchte. Dies fiel ihm auf, noch mehr aber, wie bleich und hinfällig seine Freundin aussah. — Hatte Mark Felton recht? War sie unglücklich? Wenn er sie fragte, was ihr fehle, wich sie stets seinem mitleidig forschenden Blick aus, ihm mit gezwungenem Lächeln versichernd, daß sie sich ganz wohl fühle, nur dann und wann stelle sich etwas Ermüdung ein, doch das habe nichts zu bedeuten.

Auch, als er sie wie gewöhnlich am Nachmittag besuchte und still grübelnd am Fenster sitzen fand, hatte sie dieselbe Antwort auf seine Frage nach ihrem Befinden. Er hörte es kopfschüttelnd an, und um sie ein wenig zu zerstreuen, erzählte er ihr, wie gut sich seine Mutter erhole, welche angenehme Stunden sie zusammen verbrächten und wie gut seine litterarischen Arbeiten, denen er sich fleißig widme, von dem Mercury und Picadilly aufgenommen würden.

„Ich habe eine ganz hübsche Summe verdient,“ fuhr er fort, „und möchte sie zu einem besonderen Zwecke verwenden. Entsinnen Sie sich des Armbandes, das mir meine Mutter damals gegeben und das wir in jener Nacht auseinandergebrochen haben?“

Betsy nickte stumm und wandte den Kopf ab. In seinem Eifer bemerkte er gar nicht, wie empfindlich sie seine Worte berührten. „Sehen Sie,“ sprach er lebhaft weiter, „ich möchte das Armband wieder neu herstellen lassen. Sie haben ja das Gold und die übrigen Steine aufgehoben, — es fehlen nur die Brillanten und die kann ich leicht kaufen, da mein Onkel mir ebenfalls eine hübsche Summe zum Geschenk gemacht hat. Ich glaube, meine Mutter würde sich darüber freuen, nicht wahr?“

„Gewiß!“ erwiderte sie leise, um das Beben ihrer Stimme zu verbergen. „Doch Sie werden es nicht in England machen lassen?“

„Nein, in Paris. Ich werde es einzurichten suchen, mich mit meinem Onkel dort einige Tage aufzuhalten.“

„Wann geht Herr Felton nach England?“

„Sobald er einen Brief aus New-York erhalten hat und sein Sohn inzwischen nicht hier aufgetaucht ist. Kehren Sie nicht bald nach London zurück?“

„Ich weiß es nicht,“ gab sie niedergedrückt zur Antwort. „Am liebsten ginge ich schon morgen — ich hasse diesen Ort.“

Sie sagte die letzten Worte in so heftigem Ton, daß George sie überrascht ansah. Sie merkte es und sich hastig erhebend, trat sie an einen Seitentisch, auf dem ein kleines Schreibpult stand. Sie öffnete es und nahm ein Päckchen heraus, das in ein Blatt Papier gewickelt und versiegelt war. George Dallas Name stand darauf.

„Ich hatte das Gold damals in mein Pult geschlossen,“ sagte sie, ihm das Paket reichend, „und dieses mit hierher genommen. Wollen Sie die Steine nicht lieber jetzt gleich zurücknehmen? Sie brauchen sie dann nicht von England aus an den Juwelier zu schicken, sondern können sie ihm selbst geben.“

George stimmte ihr bei, und nachdem er das Päckchen sorgsam verwahrt, verabschiedete er sich von ihr. Mit einem Seufzer der Erleichterung setzte sie sich ans Fenster, traurig und sorgenvoll auf die Straße hinausschauend. Stunde auf Stunde verrann; es wurde Abend und ein heftiger Regen fiel herab. Noch immer saß die einsame Frau an derselben Stelle, mit starrem Blick vor sich hinschauend, bis sie zusammenschreckte und halblaut murmelte: „Werde ich nicht den Verstand verlieren?“

Um elf Uhr kam ihr Gatte nach Hause. Er trat ins Zimmer und lehnte sich schwer gegen die Wand, ohne ein Wort zu sprechen. Von unerklärlicher Angst befallen, ergriff Betsy die auf dem Tisch brennende Kerze und leuchtete Rout ins Gesicht. Er war totenbleich, seine Augen stier und verglast, sein Haar in Unordnung. Mit einem einzigen Blick erkannte Betsy, daß er dem Wein zu sehr zugesprochen hatte — zum erstenmal in all den langen Jahren ihrer Ehe.

14.

Stuart Rout war ein Mann von großer Kaltblütigkeit und stolzem Selbstvertrauen — hatte sich ihm das Glück nicht hold gezeigt in seinen letzten Unternehmungen wie selten einem, hatte er nicht durch Klugheit und schlaue Kombinationen eine Stellung erlangt, die ihm Reichtum und Ueberfluß sicherte? Aber seit George Dallas entgegen aller Berechnung, so unerwartet von Amsterdam nach England zurückgekehrt war, hatte Rout viel von seiner bisherigen Ruhe und Sicherheit eingebüßt. Die Ueberzeugung, daß er einen Fehler, einen falschen Zug gemacht, erfüllte ihn mit Zorn und Furcht, denn in dem gefährlichen Spiel, das er gewagt, konnte jede unrichtige Bewegung zum Verderben führen. Seinen früheren Einfluß auf Dallas hatte er verloren, das wußte er; aber er war zu klug, denselben gewaltsam wieder erzwingen zu wollen; er begnügte sich, den jungen Mann durch Betsy überwachen zu lassen, um von allen Schritten, die er unternahm, Kenntnis zu haben. Nur deshalb, nicht aus Sorge um die Gesundheit seiner Frau, war Rout nach Baden-Baden gegangen — er durfte George ja nicht aus den Augen lassen. Der Gedanke, beständig auf der Hut sein zu müssen, machte ihn mürrisch und verdrossen; er zürnte Betsy, daß sie nicht scharfsichtig genug gewesen war, seinen Fehlgriff vorher zu erkennen, er begann eine Abneigung gegen sie zu empfinden, die sich zeitweilig bis zum Haß steigerte. Und warum? Sie liebte ihn doch noch wie zuvor, mit derselben Leidenschaft, wenn sich auch in dieselbe zuweilen eine gewisse Scheu, ein ängstliches Zurückschrecken stahl, sie hatte ihm alles geopfert, hatte ihm all ihre Kräfte gewidmet und war in allen Lebenslagen sein guter Kamerad, sein bester Ratgeber gewesen, aber trotzdem verstand Rout, dessen Natur im Grunde eine rohe, egoistische war, nicht die großen Eigenschaften seiner Frau zu würdigen. Er hatte sie wohl geliebt, soweit ein Mann, wie er dessen fähig war, doch nun sie den Reiz der Jugend und ihre Gesundheit verloren, nun sie ihm nicht mehr so nützlich sein konnte, wurde sie ihm lästig, unbequem. Ihre geistige Ueberlegenheit, die ihn früher nie gestört, ärgerte und demütigte ihn jetzt, keine Spur von Dankbarkeit für das, was sie ihm gewesen, was sie für ihn gethan, regte sich in ihm und er zeigte ihr oft in gefühllosester Weise, wie überdrüssig er ihrer war.

Als er, zum ersten Male seit seiner Verheiratung, spät abends betrunken nach Hause kam und Betsy ihn bestürzt gefragt hatte, was ihm geschehen sei, erhielt sie keine Antwort von ihm und in instinktiver Scheu hatte sie nicht gewagt, weiter in ihn zu dringen. In der starken Umneblung seiner Sinne hätte er schwerlich sagen können, was ihn in diesen Zustand versetzt, ja, erinnerte sich wohl kaum dessen, was ihm am Nachmittag begegnet.

An der Seite der schönen Amerikanerin war er in den Wald gefahren, und wie immer hatte sein Blick voll Leidenschaft und Bewunderung an ihr gehangen. Durch einen Zufall kamen sie auf Arthur Felton zu sprechen.

„Und Sie kennen ihn schon lange?“ fragte Rout eifersüchtig.

„O ja, obgleich wir zu Lebzeiten meines Mannes nicht miteinander verkehrten. Erst später näherte er sich mir.“

„Haben Sie sich wirklich mit ihm verabredet, ihn hier zu treffen, hier, wo Sie ganz allein sind, sogar ohne eine Gesellschafterin —“ Er hielt inne, sie aber ergänzte seine Worte mit einem herausfordernden spöttischen Lachen: „Sagen Sie doch lieber gleich: ohne einen Schäferhund oder einen Cerberus! Sie scheinen ja gewaltig besorgt um mich zu sein; doch beruhigen Sie sich! Erstens bedeutet meine Verabredung mit Arthur Felton gar nichts. Ich kann sie lösen oder halten, wie es mir beliebt; ich kann morgen nach London, Wien oder Afrika reisen, wenn es mir einfällt, oder ruhig hier bleiben und ihn abweisen, wenn er mich aufsucht — nur thäte ich das letztere nicht aus Opposition gegen seinen Vater, dem ich absolut keinen Gefallen erweisen möchte. — Und zweitens mache ich mir nicht das geringste daraus, was die Leute von mir reden, denn wenn ich mich darum kümmerte, würde ich Ihnen doch nicht erlauben, mich alle Tage zu besuchen und allein mit mir auszufahren.“

Die Gleichgültigkeit und Unverfrorenheit, mit der sie diese Bemerkung aussprach, brachte Rout so sichtlich außer Fassung, daß sie in helles Lachen ausbrach.

„Erscheint Ihnen das so unerhört?“ fragte sie belustigt, „sehen Sie, alle Männer bewundern mich, einerlei, was ich thue, und alle Frauen hassen mich wegen meiner Schönheit, einerlei, ob ich nun so lebe, oder ein langweiliges, zurückgezogenes Dasein führe. Aber weder die einen noch die andern dürften es wagen, mich zu beleidigen — ich würde wissen, mit ihnen zu begegnen, denn,“ schloß sie hochmütig, den Kopf aufwerfend, „ich fürchte mich vor nichts und niemand!“

„Auch nicht vor dem Mann, der Sie mit aller Kraft und Leidenschaft seines Herzens lieben würde,“ sagte er halblaut, sich dichter zu ihr beugend und seine dunklen Augen voll auf sie richtend.

(Fortsetzung folgt.)



Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Kaiserberg bei Duisburg. Modelliert von Prof. Friedrich Reusch.
Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Herber in Duisburg. (Mit Text.)

Gesprungene Saiten.

Novellette von A. G. (Schluß.)

Die ersten Tage nach seinem Scheiden lebte Dora nur ihrem Schmerze und gab sich demselben ganz mit leidenschaftlicher Heftigkeit hin. Nach und nach wurde sie dann ruhiger, überlegte, was alles durch sie für ihren Robert auf dem Spiele stand, und ihr aufopferungsfähiges, edelmütiges Herz zeichnete ihr in solchen Stunden genau den dornenvollen Weg vor, den sie nach dem schweren Gebot der Pflicht und der Ehre zu gehen hatte. Sie konnte jetzt stundenlang unbeschäftigt, träumerisch dasitzen; an ihn zu denken, in der Vergangenheit zu leben, das war nun ihr einziges Glück.

Robert sandte fast täglich die zärtlichsten Briefe, offenbarte ihr darin eine solche Fülle von Liebe und Hingabe, wie sie nur der Ausdruck aufrichtigster Zuneigung sein kann. Mit rührender Schonung vermied er alles, was sie irgend hätte verletzen können, berichtete von seinen Bemühungen um des Königs Zustimmung, und verschwieg ihr dagegen alle die aufreibenden Kämpfe, bitteren Enttäuschungen und vernichteten Hoffnungen, die, seit er von ihr gegangen, auf ihn eingestürmt und seine Gesundheit allmählich aufzureiben drohten. Noch immer wollte er ihr das Schlimmste verschweigen, ihren Mut zum Ausharren neu beleben, indem er ihr gegenüber die bestimmte Hoffnung auf ein günstiges Endresultat aufrecht erhielt. Durch eine abermalige, heftige Scene mit dem König gestaltete sich aber das Verhältnis zu diesem derartig, daß Robert das Vergebliche all seines Ringens und Kämpfens, seiner Bitten und Vorstellungen einsehen mußte, und sich vor die Wahl gestellt sah, entweder mit seiner ganzen Familie zu brechen, der Thronfolge zu entsagen, oder Dora auf immer zu verlieren.

In diesem kritischen Augenblick gab es jedoch für ihn keinen Moment des Zauderns; er wußte, auf wessen Seite er zu treten



Beim Großmütterchen. Nach dem Gemälde von F. F. Koch. (Mit Text.)
(Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl in München.)

hatte. Das Glück seines Herzens stand ihm höher als Glanz und Macht. Der Wahrheit gemäß offenbarte er nun Dora alles, und teilte ihr mit folgenden Worten seinen Entschluß mit:

„Kommende Woche wird nun unsere Angelegenheit offiziell vollends zum Abschluß kommen; mein Vater hat die ganze Familie, den Staatsrat und die Minister dazu befohlen, um ihnen die Sache vorzutragen und ihre Ansicht zu hören. Ich werde natürlich zur Erlangung ihrer Einwilligung nichts unversucht lassen, im äußersten Falle aber meine Verzichtleistung auf den Thron selbst vortragen und dieselbe kurz und bündig damit erklären, daß ich unter keinen Umständen gesonnen bin, das Glück, das ich bei Dir gefunden, dem Staate und den Vorurteilen alter Familientraditionen aufzuopfern."

Nun war für Dora die Zeit gekommen, wo sie, wenn auch mit blutendem und zuckendem Herzen, dieselbe Seelengröße und Hochherzigkeit ihm bethätigen mußte. Sein großes Opfer durfte sie nicht annehmen; sie mußte, nachdem sie durch ernstes Erwägen und heiße innere Kämpfe die feste Ueberzeugung erlangt hatte, daß dies allein der rechte Weg, die einzige Lösung dieses gordischen Knotens sei, die Kraft zur Entsagung haben. Sie dachte ja auch viel zu hoch von den Banden des Blutes, als daß sie den Glauben an ein dauerndes Glück gefunden hätte, welches nur durch das Zerreißen derselben zu erkaufen gewesen, und auf welchem dann doch der Fluch des Vaters geruht. Zu heilig dünkte ihr die Aufgabe des Königssohnes, der berufen ist, für Tausende und Abertausende zu leben, als daß sie es hätte dulden können, daß er aus Liebe zu ihr, dem bürgerlichen Mädchen, seiner ganzen Zukunft entsagen wollte. Kronprinz Robert mit seinem angeborenen Herrschertalent, seinen glänzenden Geistesgaben, seinem offenen Sinn und gütigen, liebevollen Herzen für die Not und Armut, die er überall zu lindern trachtete, sollte nicht einst Stunden durchleben, wo er Reue darüber, daß er dem Volke, das er beglücken wollte, nun so gar nichts mehr sein durfte, empfinden müßte.

Nein, Dora wollte nur sein Bestes, sein Glück; durch sie sollte nie sein Seelenfrieden, die schöne Eintracht seiner Familie, das Wohl seines Volkes und Landes gestört werden. — Da sich aber noch immer das jugendliche Blut wild und schmerzlich gegen die, von dem nüchternen Verstande vorgeschriebene Zumutung dieses Verzichtes aufbäumte, und sie mit Recht fürchtete, doch wohl noch nicht standhaft genug zu sein, um Robert gegenüber Auge in Auge, das tiefe Weh ihres rebellischen Herzens verbergen und ihm ihren unwiderruflichen Entschluß, zu Gunsten des Landes ihm, den sie über alles liebte, zu entsagen, mitteilen zu können, schrieb sie den diesbezüglichen Verzicht an den König.

Als nun hiemit die Würfel gefallen, das inhaltschwere, entscheidende Schriftstück an seinen Bestimmungsort abgesandt war, gab ihr das beruhigende Gefühl, mit aufrichtigem Herzen das Beste gewollt und das Rechte gethan zu haben, den Mut, ihr fortan einsames Dasein erträglich zu finden.

* * *

In der Residenz *** herrschte große Aufregung; der Kronprinz, der allgemein beliebt war, lag an einer heftigen Gehirnentzündung lebensgefährlich darnieder.

Obgleich von den sich vorbereitenden, seine Liebe zu Dora betreffenden Dingen bisher noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen war, munkelte man doch von einer Herzensangelegenheit als Ursache seiner Krankheit; aber niemand wußte etwas Bestimmtes oder Genaues. Tags zuvor sollte eine stürmische Unterredung des Kronprinzen mit dem König stattgefunden haben.

Ein dienstthuender Page wollte den ersteren in heftigster Erregung, bleich und verstört, ein Schriftstück in den zitternden Händen, das Kabinett Sr. Majestät haben verlassen sehen.

Der Klatsch hatte hiedurch natürlich zu allen erdenklichen Vermutungen Anlaß; doch war die Sympathie ausschließlich auf der Seite des Kronprinzen, und überall die Teilnahme an seiner schweren Erkrankung, sowie die Nachfrage nach den ausgegebenen Bulletins ungemein groß, und die Unterschriften in den aufgelegten Büchern sehr zahlreich. Ueberaus freudig wurden die Berichte der allmählichen Besserung und Genesung des hohen Patienten begrüßt, und als er zum erstenmale als Rekonvalescent eine Ausfahrt unternahm, brachte man ihm begeisterte Ovationen dar.

Gerührt von so viel Liebe und Anhänglichkeit, kam ihm zum erstenmale der Gedanke, daß es ihm damals doch wohl nicht so leicht geworden wäre, dies alles zu entbehren; auf dies alles zu verzichten. Groll und Argwohn, die er gegen Dora, welche ihn, wie er wähnte, so ohne Kampf aufgegeben, gehegt, schwanden in seinem Herzen, um einem Gefühle der Wehmut, gepaart mit Bewunderung und Dankbarkeit, Platz zu machen. — Auf seiner Erholungsreise nach dem Süden nahm er seinen Weg über X., um sie, die so energisch sein Schicksal wieder in die vorgeschriebene Bahn gelenkt, noch einmal zu sehen und seiner steten Neigung und ewigen Freundschaft zu versichern. Allein er fand die gastliche Villa, in welcher er die schönsten Stunden seines Lebens verbracht, verschlossen, und niemand wußte zu sagen, wo die Besitzerin weilte. — Dora hatte somit also alle Brücken hinter sich abgebrochen; sie wollte für ihn verschollen sein. Trotzdem hoffte er im stillen, ihr vielleicht unverhofft irgendwo im sonnigen Wunderland Italien, oder an der berückenden Riviera zu begegnen, umsonst.

Nach mehr denn Jahresfrist kehrte er nach *** zurück, gesund am Körper, aber die Seele noch immer voll Trauer um die Verlorene. Das Wohl des Volkes und Landes hatte er sich zur höchsten Aufgabe und heiligsten Pflicht seines Lebens gemacht, Erfindung, Kunst und Wissenschaft hatten an ihm einen eifrigen Förderer. Er war ein ernster Mann geworden, der sich fast ausschließlich mit den Entdeckungen auf welthistorischen Forschungsgebieten beschäftigte, und mancher Fortschritt, manches Vordringen, manches glänzende Resultat darin war sein Werk und bedeckte ihn mit unsterblichem Ruhm.

* * *

Größtes Aufsehen erregte seit einiger Zeit in den vornehmen Zirkeln von Paris das Auftreten einer Geigerkönigin. Die noch junge Dame spielte mit vollendeter Meisterschaft, besaß eine geradezu staunenerregende Technik, ein immenses Talent und wußte ihrem Instrument Töne zu entlocken, wie sie nur höchstes Glück und tiefster Schmerz im Menschenherzen hervorzubringen im stande sind. Durch die völlige Hingabe an ihre Kunst und diese Fülle von Gefühl, mit welcher sie ihre meist wehmütigen Weisen vortrug, gewann sie sich im Sturme die Herzen ihrer Zuhörer. Ganz Paris jubelte ihr zu, ihr Name war in aller Munde, man trieb einen förmlichen Kultus mit ihr, und selbst die stets nörgelnde Kritik vermochte nur ihrem Talent und ihrer Kunst das höchste Lob zu zollen. Allenthalben rief die prächtige Erscheinung der Künstlerin mit dem welligen, glänzend schwarzen Haar, das im Nacken zu einem einfachen Knoten geschlungen war, aufrichtige Bewunderung ihrer großen Schönheit hervor. Zahlreich waren auch die Bewerber um ihr Herz und ihre Hand, worunter sich Träger der vornehmsten Namen befanden; doch Eleonore Lebel, wie der Künstlername Dora Stettens lautete, lebte nur ihrer Kunst und wies alle Anträge mit großer Entschiedenheit zurück.

Schnell hatte sich in den letzten Jahren ihr Ruhm über Europa verbreitet, und alle größeren Städte zeigten sich auf das eifrigste bemüht, die gefeierte Violinvirtuosin wenigstens für ein einmaliges Auftreten zu gewinnen. — Obwohl eine Deutsche, war sie bisher nur wenig in Deutschland aufgetreten; längst hatte man schon von der Residenz *** aus die Einladung zu einem Konzert an sie ergehen lassen, welcher sie jedoch nicht Folge geleistet hatte.

Endlich war es nun gelungen, sie zur Mitwirkung in einem Wohlthätigkeitskonzert, welches unter dem hohen Protektorat des Kronprinzen Robert und dessen Gemahlin, der Kronprinzessin Sophie stand, zu gewinnen. Alle Ehre machte es dem mildthätigen Herzen der Künstlerin, daß sie gleich im voraus jedes Honorar dankend abgelehnt und ihr ganzes, reiches Können nur in den Dienst der Wohlthätigkeit gestellt hatte.

Welch eine Flut von Gefühlen bestürmte Doras Herz, als ihr Fuß zum erstenmal die Residenz *** betrat; dies also war die Stätte, wo sie an seiner Seite hätte wandeln, an seinem Arm als seine Gattin ihm hätte angehören dürfen, wenn nicht das unerbittliche, grausame Schicksal sie von einander gerissen hätte. Hier hatte Robert seine Kindheit, seine Jugend verlebt; hier würde er einst als Regent der wahre Vater seiner Unterthanen sein. Wie teuer war ihr schon deshalb dieser Ort; wie heimatlich mutete sie hier jedes Fleckchen Erde an. Klopfte ihr doch heute, nach zwölf Jahren, das Herz noch ebenso stürmisch wie damals, und die Brust erfüllte ein süßes Beben, wenn sie seiner gedachte. Er war ja nun der Gatte einer andern, und dennoch war sie noch immer in Liebe und Treue die Seine. Ruhe, Friede und Vergessen hatte sie in der Macht der Töne gesucht und geglaubt, endlich Heilung gefunden zu haben, und nun drohte der mühsam aufgerichtete Bau bei dem Anprall der heftigen Gemütserregung, von welcher sie sich durch die mit Macht auf sie einstürmenden Erinnerungen ergriffen sah, zusammenzustürzen. Dennoch jubelte ihr armes, so lange gewaltsam zum Schweigen verurteiltes Herz schon in der Hoffnung dieses Wiedersehens laut auf.

So kam der Abend der Aufführung heran; alle Plätze waren bereits im voraus verkauft, und schon eine Stunde vor dem Beginn strömten die Besucher herbei. Man sah allgemein mit großer Spannung dem Spiel „des bedeutendsten Sternes am Kunsthimmel Europas," wie der „Figaro" Eleonore Lebel nannte, entgegen.

Die höchsten Herrschaften hatten in der königlichen Loge Platz genommen; die Ouverture begann, von einem aus Künstlern gebildeten Orchester meisterhaft vorgetragen, errang sie trotzdem nur einen Achtungserfolg, ebenso einige von dem Liebling der Hauptstadt, dem ersten Tenor der Hofoper, gesungene Lieder; die Aufmerksamkeit des Publikums, das Interesse aller Anwesenden koncentrierte sich allein auf die Violinistin, der ein solcher Weltruf vor-

ausging. Dieselbe erschien nun am Arme des Kapellmeisters und ein leises „Ah“ der Bewunderung ging beim Anblick ihrer wunderbaren, imposanten Schönheit durch den weiten Saal. — Wie prächtig hob die schwere, weiße Brokatrobe ihre junonische Gestalt mit den wundervollen, entblößten Schultern und Armen hervor. Mit gewinnendem Lächeln verneigte sie sich nach allen Seiten, wobei ein heftiges Erröten über ihre Züge flog, als ihr Blick demjenigen des Kronprinzen begegnete.

Blitzartig hatte sie beide das gegenseitige Erkennen durchzuckt. Nur mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft vermochte Dora ihrer tiefen Bewegung Herr zu werden, und noch merklich zitterte ihre Hand, als sie den Bogen ansetzte. Atemlose Stille erfüllte den Raum bei ihrem hinreißenden Vortrag. Der Kronprinz verwandte kein Auge von der Künstlerin; er wußte und fühlte, sie spielte nur für ihn. Unter ihren Meisterhänden entquollen der Geige Töne von zärtlichster Innigkeit, sang dieselbe solch rührende Liebesklage, erzählte von solch tiefem Trennungsweh, daß es in jedem fühlenden Herzen von tiefstem Mitgefühl widerhallte.

Was mußte sie gelitten haben, bis sie eine solche Meisterin in der Schilderung des Schmerzes geworden war; durch diese zu Herzen gehende Sprache der Geige hatte sie also ihre Liebe zu betäuben und zu begraben gesucht!

Der donnernde Beifallssturm, in den das begeisterte Publikum ausbrach, riß den Kronprinzen aus diesen Gedanken. Ein noch nie dagewesener Enthusiasmus hatte sich der Anwesenden bemächtigt; wieder und immer wieder mußte die gefeierte, gottbegnadete Zauberin vor die Rampe treten. Ihr Erfolg war auch hier ein durchschlagender, ein außerordentlicher.

Die zweite Abteilung des Programmes wies Solovorträge von Eleonore Lebel auf, von welchen man sich nach dem eben Gehörten hohen Genuß versprach. Mit nicht enden wollendem Jubel wurde sie daher bei ihrem Auftreten begrüßt, und sie spielte, spielte so göttlich schön, daß man nicht mehr irdische, sondern Sphärenmusik zu hören glaubte. Mit diesen Tönen, unter denen die Saiten so überirdisch erklangen, gab sie einen Teil ihres innersten Lebens, ihres Herzblutes dahin. Bleich und immer bleicher wurde sie, während sie vor den wie gebannt lauschenden Hörern ein Seelengemälde von erschütternder Wirkung entrollte. Da hörte man den wonnigen Jubel des ersten, seligen Liebesglückes, fühlte das namenlose Leiden des Scheidens, des Entsagens, des ungestillten Sehnens; die Geige jubelte, klagte und schluchzte und Kronprinz Roberts Herz mit ihr. Noch einmal durchlebte er all die Wonnen und all die Schmerzen ihrer einstigen schönen und beglückenden Liebe.

Plötzlich brach die Geige mit einem schrillen Tone ab; dies wunderbar ergreifende Spiel war Doras Schwanengesang gewesen; denn lautlos sank die Meisterin der Töne zu Boden.

Ein unsagbarer Tumult entstand im Saal, jeder wollte ihr beispringen, ihr helfen; Mitleid und Schrecken hatte all diese vielen Menschen ergriffen. Der Kronprinz verließ auf das tiefste erschüttert erst seine Loge, nachdem man ihm die Meldung von dem, nach Ausspruch des Arztes durch einen Herzschlag, welcher wohl durch Ueberanstrengung und Aufregung veranlaßt worden war, erfolgten Ableben dieser jungen, talentvollen Künstlerin überbracht hatte. Er wußte es besser; sie war also doch das Opfer ihrer treuen Liebe zu ihm geworden.

Die ganze Stadt war voll aufrichtiger Trauer und Anteilnahme an dem jähen Hinscheiden dieses großen Talentes, und ihr Leichenbegängnis gestaltete sich zu einer rührenden Ovation, die man noch im Tode ihrer Kunst und ihrer Schönheit darbrachte.

Als die letzten Strahlen der untergehenden Frühlingssonne den mit Blumen und Kränzen übersäten Hügel, unter welchem Doras irdische Hülle gebettet lag, vergoldete, trat ein einsamer, ernster Mann thränenden Auges an denselben heran, um der Jugendgeliebten den letzten Scheidegruß, den wohlverdienten Lorbeer auf die letzte Ruhestätte zu legen. Er wird seine Dora nie vergessen, wenn die Nachwelt längst des Ruhmes der Künstlerin nicht mehr gedenkt, und ihr Lorbeer verwelkt ist, wird ihr hier seine Liebe noch die ersten Rosen und die letzten Astern streuen.

Lampenbehandlung.

Sämtliche Lampen, sowohl aus den Zimmern, als auch diejenigen aus den Ställen und Wirtschaftsräumen, müssen am Morgen an einen bestimmten Platz in der Nähe eines Fensters gebracht werden. Petroleum darf mit anderen Dingen gar nicht in Berührung kommen, da es sofort seinen unangenehmen Geruch abgiebt. Besondere Aufmerksamkeit wende man dem Abschneiden des Dochtes zu. Nur die Flachbrenner werden abgeschnitten und an den Ecken etwas abgerundet; der Docht des Rundbrenners wird durch den Dochtabschneider von seiner verkohlten Masse durch Druck befreit, indem man den Vorstenteil in den Schornstein steckt und schraubend mehreremale rechts herumdreht. Jedes Fäserchen muß beseitigt werden, da es beim Brennen höhere Flamme verursacht und dadurch Ruß erzeugt. Alle schwarzen Dochtteilchen sind sorgfältig und am saubersten durch Watte zu entfernen. Beim Lampenputzen nehme man zuerst sämtliche Glocken und Cylinder vor, wische sie sorgfältig ab und stelle jeden Cylinder in seine Glocke. In der Fliegenzeit sind sie öfter mit Sodawasser zu reinigen, nachzuspülen und zu trocknen. Etwaige braune Brennflecke an den Cylindern lassen sich mit dem Messer abkratzen oder mit Schmirgelpapier abreiben. Nun werden hintereinander die Lampen nachgefüllt. Man schraubt den Brenner, ihn unten fest fassend, links herum ab, hebt ihn mit der linken Hand soviel heraus, daß man mit der rechten Hand Petroleum nachgießen kann, aber so vorsichtig, daß letzteres nicht abfließt und das Bassin nicht übervoll wird. Nachdem der Brenner wieder aufgeschraubt worden, werden Lampenfuß und Bassin gründlich nachgewischt und gerieben, erst mit Papier und dann mit dem Lappen, den man dadurch schont. Da Petroleum harzige Teile absetzt, müssen die Bassins öfters einmal mit Salzwasser gereinigt und nachgetrocknet werden. Auch der Docht verharzt mit der Zeit, läßt sich schwer schrauben und leuchtet schlechter. Er muß dann ebenfalls gewaschen und sehr gründlich getrocknet werden. Länger als sechs bis acht Wochen braucht er nicht auszudauern und darum auch nicht über 20 Centimeter Länge haben. Reicht er nicht mehr bis auf den Boden des Bassins, so wird er durch Baumwollfäden ergänzt. Beim Putzen der Lampen ist darauf zu achten, daß die kleinen Löcher im korbartigen Teil des Cylinderträgers nicht zugeschmiert werden. Der Flamme würde dadurch Sauerstoff entzogen werden. Mit dem Glockenträger gehe man sorgfältig um, die Stäbe brechen leicht ab oder gehen aus der Lötung und die Lampe ist in ewiger Unordnung. Sind die Lampen am Morgen gereinigt, so muß jedes Ding wieder an seinen Platz und die Petroleumkanne in einen kühlen Raum kommen. Die Petroleumbehälter aus Glas sind mit den Brennern nicht allein durch eine Schraube, sondern auch durch eine Metalleinfassung verbunden, welche aufgegypst ist. Durch die Poren des Gypses dringt aber nach und nach das Petroleum, besonders wenn die Lampen sehr gefüllt werden und überzieht den Lampenfuß mit Feuchtigkeit, was man irrtümlicherweise ausschwitzen nennt. Auch lockert sich der Gyps durch die Feuchtigkeit und die Lampe wackelt, worauf man wohl zu achten hat, um Unglück zu verhüten. Das Auslöschen der Lampe geschehe in der Weise, daß man den Docht ein wenig herunterschraubt und dann von oben leicht „über“ den Cylinder bläst. Zur Arbeit verdienen die Milchglasglocken, besonders diejenigen, welche unten geschlossen sind, den Vorzug. Das Auge darf nicht in die Flamme sehen. Die hellen Glocken von mattem Glase sind nur zur Beleuchtung des ganzen Zimmers. Petroleumlampen, die nur selten gebraucht werden, dürfen nicht mit Petroleum gefüllt und mit Docht stehen bleiben. Beide leiden durch den Staub und brennen dann schlecht.

(Aus: Dorn, Stütze der Hausfrau.)

Unsere Bilder.

Theodor Fontane. Am 20. September d. J. starb in Berlin Theodor Fontane, ein ausgezeichneter deutscher Schriftsteller und einer unserer beliebtesten Erzähler. Er wurde am 30. Dezember 1819 zu Neuruppin als der Sohn des dortigen Apothekers Louis Henri Fontane geboren, dessen Vorfahren einst nach der Aufhebung des Edikts von Nantes mit vielen andern Hugenotten von Frankreich nach Preußen eingewandert waren. Er verlebte den größten Teil seiner Jugend in Swinemünde, wohin die Familie übersiedelte; Fontane ergriff den Beruf seines Vaters, bald aber weckte eine Reise nach England sein dichterisches Talent und nach und nach widmete er sich der Schriftstellerei. Er war von 1860 bis 1870 Redakteur des englischen Teiles der „Neuen Preußischen Zeitung“ in Berlin, von 1871 bis 1889 schrieb er für die „Vossische Zeitung“ die Referate über die Aufführungen des königl. Schauspielhauses. Die letzten neun Jahre widmete er einzig und allein seinen dichterischen Schöpfungen.

Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Kaiserberg bei Duisburg. Originell in der Auffassung, sinnvoll der waldigen Umgebung angepaßt, erhebt sich das von Prof. Friedrich Reusch in Königsberg entworfene Denkmal Kaiser Wilhelm I. auf dem aussichtsreichen Plateau des Kaiserberges bei Duisburg. Ein mächtiges Sandsteingeschiebe, aus dessen Ritzen und Fugen Gräser und Farnkräuter, Schlingpflanzen, Moose und sonstige Waldgewächse sprießen, bildet einen romantischen Unterbau für den das sechs Meter hohe Reiterstandbild tragenden Sockel, der anmutig und schlank aus den Felsmassen emporstrebt. Der Kaiser, bekleidet mit der schlichten Felduniform, im leicht vom Wind bewegten, von den Schultern niederwallenden Mantel, sitzt auf einem edelgeformten Trakehner und schaut hinaus in die weite Ebene, über das Häusermeer und die vielen rauchenden Schlote der bedeutendsten niederrheinischen Handels- und Industriestadt. Zur linken Seite der Statue reicht die walkürenhafte Gestalt der Germania dem ersten Kaiser des Deutschen Reiches die auf den Schlachtfeldern errungene Kaiserkrone. Hinter der imposanten Frauenerscheinung ist in einer Sockelnische das Bronze-Reliefbildnis des Fürsten Bismarck angebracht, ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Sockels, das des Schlachtendenkers und -Lenkers Moltke. Vor demselben, der Germania gegenüber, steht flügelrauschend der deutsche Aar auf einem eroberten Geschütz, Lanzen und Fahnen in den Fängen haltend. Aus einer Felskluft an der Vorderseite des Denkmals fällt ein Wasserstrom rauschend über die Steinblöcke in ein großes Becken. In Verbindung damit stehen die am Bergesabhang nach Art der Anlagen des Viktoriaparkes in Berlin hergestellten Wasserfälle. Vom Denkmal aus unterirdisch geleitet, stürzt das Wasser über eine breite Steinplatte in eine künstliche Felsenrinne hinab und kaskadenartig weiter, bis es sich am Fuße des Berges in einen die Anlage abschließenden Teich ergießt, aus dem eine stattliche Fontäne ihren Strahl erhebt. Kleine, mit Pflanzen bewachsene, inselförmige Felsschichten halten das Wasser auf in seinem schäumenden Lauf, zerstäuben es und erhöhen so die Schönheit des landschaftlichen Bildes, das in seiner Gesammtheit den Denkmalsplatz überaus reizvoll gestaltet. — Das Denkmal wurde am 2. September dieses Jahres eingeweiht.

Beim Großmütterchen. So war es gekommen und überraschend war in das junge Leben die Liebe getreten, welche auch das Alter noch zuweilen bethören soll, zur Jugend aber gehört wie Fliederblüten zum Pfingsttag. Zwar sie kannte ihn schon lange und oft waren ihre Blicke ihm schon gefolgt, wenn er die Straße, in welcher das elterliche Haus gelegen war, hinunter schritt und sie hinter den weißen Vorhängen über die Handarbeit emsig gebückt saß. Aber vorgestern erst, als sie mit Mama zum Maitanz ganz im engsten Bekanntenkreise gegangen war, da hatte sie doch eigentlich zum erstenmal gesehen, wie hübsch seine braunen Augen waren, die er so tief in die ihren versenkte, daß ihr Blick zuweilen verwirrt einen Ausweg suchte. Wie gut hatten sie sich unterhalten von allem, was ihr Leben bis dahin ausmachte, und schnell war der Abend dahin geflogen, bis er ihr die Hand zum Abschiede reichte und zuflüsterte: „Auf Wiedersehen, mein Fräulein." So war sie süßer Gedanken voll am nächsten Morgen den gewohnten Weg durch den Stadtpark gegangen und gar nicht überrascht gewesen, als er plötzlich vor ihr auftauchte und zu ihr trat. Ach, es ist doch nichts so schön als ein sonniger Morgen im Mai; der Tau, welcher Morgens auf den Grashalmen liegt, glitzert und ist sehr heilsam für die Augen, was wohl auch der Grund war, daß Fräulein Elise so häufig sich bückte und Blumen pflückte, die nie einen Strauß geben könnten. Wer Glück hat an einem Maienmorgen, der findet dafür zuweilen einen Schatz, der für ein Leben hilft. Nun war es geschehen, und leibhaftig hielt sie ihn in der Hand, ihren ersten Liebesbrief. Eigentlich war er recht hübsch, und auch das „Liebe Elise", mit dem er begann und das ihr zuerst immer die Wangen gefärbt, so oft sie es las, klang bald vertrauter, als gehöre es dazu und paßte zu den Versen, die er mit hinein verflochten hatte. Was soll sie aber thun, soll sie gehen und ihm für morgen das Stelldichein gewähren, um das er bittet, weil er sie so lieb habe, weil ihr Bild ihm immer vor Augen schwebe und er ihr das Leben zu einem Paradiese gestalten wolle, aus dem es trotz des warnenden Beispiels, das Adam und Eva gegeben, kein Vertreiben gäbe? Sie eilt zu dem Großmütterchen, der alten, immer bereiten und willigen „Herzensvertrauten", und ihr schüttet sie ihr Herz aus, erst wie alles gekommen und dann wie überraschend der Liebesbote in das Haus geflattert sei. — Lächelnd hört Großmütterchen die Erzählung des Lieblings, lächelnd die Verse, welche Elisens Pulse höher schlagen lassen. Großmütterchen denkt zurück an den Tag, so frühlingswarm und so sonnenhell wie heute, als sie einst ihr Herz verschenkte. Wie heute lag es in der Luft, ein Wohlgeruch aus tausend Frühlingsblüten, und die Vögel schmetterten ihr Lied hinaus in den grünen Hain. Aber schöner als ihr Lied klang die Stimme eines, der ihr Herz gewonnen hatte und sie in seinen Armen hielt. Noch heute bewahrt sie den Strauß, den ihr Liebster an ihrem Ehrentage getragen, und was auch das Leben gebracht hat, die Erinnerung an das einstige so volle und reine Liebesglück, das läßt sich nicht aus dem Herzen reißen, am allerwenigsten aus einem Frauenherzen. — Lächelnd hört Großmütterchen. Ob sie wohl überhaupt alles vernimmt, was Elischen aus überströmendem, jungem Herzen ihr erzählt? Sicher ist wohl nur das eine, daß sie Fräulein Elise den Rat geben wird, den sie mit geheimem Bangen hoffend wünscht, denn eigentlich gefällt ihr der neue gute Bekannte sehr, und Mama hätte damals schon etwas gesagt, wenn es unrecht gewesen wäre, daß sie mit ihm so viel sprach, und daß sie so weltvergessend neben einander geschritten. So werden denn wohl bald die Neuesten Nachrichten der Stadt von einer neuen Verlobung zu erzählen haben, der bald die fröhliche Hochzeit folgt. — Wenn aber der junge Ehegatte sein glückliches Weib am Herzen hält, dann wird sie ihm doch vielleicht in das Ohr flüstern: „Eigentlich verdanken wir es doch nur der alten Herzensvertrauten, daß wir uns gefunden haben, denn hätte sie nicht geraten, ich wäre an jenem Morgen wohl nicht gekommen." G. M.



Doch etwas.
Sonntagsjäger (der immer fehlt): „Heut' ist wieder 'n Donnerwetter in die Viecher 'neingefahren!"
Diener: „Weiter aber auch nichts, Herr Baron!"

Allerlei.

Spartanische Strenge. A.: „Meine Frau ist sehr streng zu unserem Jungen. Wenn er unartig gewesen ist, muß er immer ohne Abendbrot zu Bett gehen." — „Ist das nicht sehr hart?" — A.: „Ach nein; meine Frau bringt es ihm ja nachher ins Bett!"

Ein moderner Menschenfresser. Lieschen: „Sag' mal, Mama, ist denn der Papa auch ein Menschenfresser!" — Mutter: „Aber Lieschen, wie kommst Du denn nur auf solch dummes Zeug?" — Lieschen: „Nun, der Papa sagte doch gestern, die Tante Minna, die hätte er im Magen!"

Dann allerdings. „Ich begreife wirklich nicht, wie Sie über eine so einfältige Bemerkung lachen können." — „Freundchen ... ich muß ... ich bin dem Mann ja hundert Mark schuldig."

Wißbegierig bis zum Tode. „Lebewohl Berlin, in Potsdam will ich sterben," sagte Friedrich Wilhelm I. von Preußen, als er am 27. April 1740 seine Hauptstadt zum letztenmale verließ, um sich in sein Potsdamer Schloß zu begeben. Nachdem er alles Irdische, was ihm noch am Herzen lag, geordnet hatte, nahm er am 31. Mai früh um vier Uhr Abschied von seiner Familie und von allen in Potsdam anwesenden Ministern, Hofbeamten und Offizieren bis zum Hauptmann. Dann schenkte er dem Fürsten von Anhalt und seinem Generaladjutanten von Haacke je ein Pferd. Als er sah, daß die Stallknechte dem für ersteren bestimmten Pferde einen Sattel von blauem Sammet und eine gelbe Schabracke auflegten, rief er ärgerlich: „Wenn ich doch gesund wäre, daß ich den Schurken mit dem Stocke zu Leibe rücken könnte!" und befahl dem Herrn von Haacke: „Geh' Er doch hinunter und prügele Er mir die Esel! Jedenfalls wollte er die Regimentsfarben des Dessauers, blau und weiß, auf Sattel und Schabracke vertreten sehen. Bald darauf fühlte er, daß sein Lebensfaden zu Ende gehe, und fragte seinen Leibarzt: „Wie lange habe ich noch zu leben?" — „Ungefähr eine halbe Stunde," war die Antwort. Da ließ sich der König einen Spiegel kommen, betrachtete sich aufmerksam und sagte: „Ich sehe recht verändert aus, und werde wohl beim Sterben ein recht garstiges Gesicht machen." Von Zeit zu Zeit erkundigte er sich, wie es mit ihm stehe, und als ihm der Leibarzt erklärte, sein Ende sei nahe, fragte er lebhaft: „Warum glaubt Er das?" — „Majestät, der Puls steht schon still." — „Das ist nicht möglich," entgegnete Friedrich Wilhelm, „wenn mein Puls schon still stände, könnte ich die Finger nicht mehr so, wie ichs jetzt thue, bewegen." Und er hob den Arm, machte eine Faust und schüttelte sie. Nicht lange darauf starb er, am 31. Mai 1740, mittags zwischen 1 und 2 Uhr, nachdem er noch ein Gebet gesprochen hatte. D.

Gemeinnütziges

Als Salbe gegen aufgesprungene Hände empfiehlt sich eine Mischung von etwas frischer Butter und Honig. Man gebraucht zu diesem Zwecke auch mit Vorteil gereinigtes Glycerin, dem etwas Honig beigemischt ist. Das macht die Haut weich und zart.

Gegen Kopfschuppen mische man Franzbranntwein und geriebene Zwiebeln zu gleichen Teilen und reibe mit dieser Mischung die Kopfhaut wöchentlich einmal ein. Dadurch werden nicht nur die Schuppen bekämpft, wenn auch nicht vollständig, sondern es wird dadurch auch der Haarwuchs gefördert und das Ausfallen der Haare verhindert.

Winter-Endivien bewahrt man am besten in kalten Mistbeeten in Erde eingeschlagen auf. Hier halten sie sich bis zum Februar oder März. Auch bloß auf Stellagen gelegt, halten sich die Endivien lange. Allein die Pflanzen dürfen sich nicht berühren, sonst entsteht leicht Fäulnis.

Zum Treiben der Hyacinthen. Angetrieben dürfen die Hyacinthen erst dann werden, wenn sich die Triebspitze bereits stark über der Zwiebel erhebt und zwar zuerst die schon als besonders frühblühend bezeichneten Sorten; Anfangs bei nur schwacher Wärme, später auch bei ziemlicher Hitze, im warmen Beete eines Treibhauses, oder sogar auf dem heißen Ofen eines Wohnzimmers. So lange bis die Blüte anfängt, sich über die Blätter zu erheben, ist es gut, den Trieb mit einem kleinen, leeren Topf zu bedecken, denn im Finstern wächst der Blütenschaft bedeutend schneller. Um einen länger dauernden Flor zu gewinnen, dürfen nicht alle Hyacinten zugleich in die Wärme gebracht werden; zuerst die frühblühenden Sorten, dann solche, welche sich nicht so bald treiben lassen, und zuletzt noch einige besonders spätblühende einfache und die gefüllten, welche mit nur wenigen Ausnahmen zu den spätblühenden gehören.

Auflösung.

K	A	A	B	A
A	A	L	E	N
A	L	A	U	N
B	E	U	L	E
A	N	N	E	N

Rätsel.

Ich fange Mäuse und auch Ratten,
— Wenn's mir gefällt. —
Gar viele Menschen mich schon hatten
Auf dieser Welt.

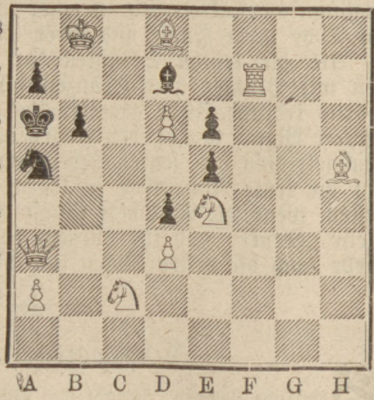
Gieb mir das Haupt zu Füßen schnelle
Und umgewend't,
Ein fernes Inselreich zur Stelle
Das Wort dir nennt! F. Peuker.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 189.

Von J. G. Campbell.

Schwarz.



Weiß

Matt in 3 Zügen.

Auflösung des Palindroms in voriger Nummer:
Gras—Sarg.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.